



## Das Buch

Geocacher finden im Wald die halbentkleidete Leiche von Julia Krämer. Zahlreiche Hämatome und andere Verletzungen weisen darauf hin, dass sie vor dem Tod jahrelang misshandelt wurde.

Kriminalhauptkommissarin Toni Stieglitz nimmt sofort Martin Krämer, den Ehemann der Toten, ins Visier, da dieser bereits drei Jahre zuvor verdächtigt worden war, seinen damals zehnjährigen Sohn Sebastian misshandelt zu haben. Mangels Beweisen wurde das Verfahren jedoch eingestellt, und auch diesmal fehlen konkrete Beweise. Doch Toni, die selbst jahrelang unter Gewalt in ihrer Beziehung litt, ist sich sicher, den Schuldigen zu haben. Oder glaubt sie das nur, weil er sie an ihren gewalttätigen Exfreund Mike erinnert, den sie gerade endlich angezeigt hat?

Mit Hilfe von Rechtsmediziner Dr. Mulder gibt Toni sich auf die Suche nach Klarheit – sowohl beruflich als auch privat.

## Die Autorin

Manuela Obermeier wurde 1970 in München geboren. Sie begann bereits in der fünften Klasse mit ihrem ersten Roman, schlug nach dem Abitur aber eine ganz andere Richtung ein und ging zur Polizei. Das Schreiben hat die Polizeihauptkommissarin nie losgelassen. *Tiefe Schuld* ist der zweite Teil in der Reihe um Kriminalhauptkommissarin Toni Stieglitz.

Von Manuela Obermeier ist in unserem Hause bereits erschienen:

*Verletzung*

MANUELA OBERMEIER

# TIEFE SCHULD

Kriminalroman

Ullstein

Besuchen Sie uns im Internet:  
[www.ullstein-taschenbuch.de](http://www.ullstein-taschenbuch.de)



Originalausgabe im Ullstein Taschenbuch  
1. Auflage Juni 2017  
© Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin 2017  
Umschlaggestaltung: zero-media.net, München  
Titelabbildung: © FinePic®, München  
Satz: Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin  
Gesetzt aus der Quadraat  
Druck und Bindearbeiten: CPI books GmbH, Berlin  
ISBN 978-3-548-28863-5

Dieses Buch ist ein Roman. Sowohl die Handlung als auch sämtliche Figuren sind meiner Phantasie entsprungen. Ähnlichkeiten mit tatsächlichen Begebenheiten sowie lebenden oder verstorbenen Personen sind rein zufällig und nicht beabsichtigt.

*Manuela Obermeier im Dezember 2016*



## Eins

Der Schrei war kurz und endete so abrupt, als hätte jemand ihn abgeschnitten. Cem sah von seinem Handy auf.

»Fabian?«, sagte er, doch er bekam keine Antwort. »Fabian?«, wiederholte er, diesmal etwas lauter. Suchend sah er sich zwischen den Bäumen um, hielt die Luft an, lauschte, aber der Wald blieb stumm.

»Hör auf mit dem Scheiß.« Cem versuchte, verärgert zu klingen, doch es gelang ihm nicht so recht, und das ärgerte ihn nun wirklich. Sein Freund hatte keine Lust mehr, das hatte er nicht nur einmal gesagt, und weil Cem nicht darauf angesprungen war, versuchte Fabian es nun auf diese Tour. Eine ziemlich dämliche Tour, wie Cem fand. Aber den Schrei hatte er schon gut hingekriegt, das musste man ihm lassen. Als hätte ihm jemand die Kehle zugeedrückt.

Bei dem Gedanken lief Cem eine Gänsehaut über den Rücken. Und wenn doch etwas passiert war? Fabian war bescheuert genug, um auf einen Baum zu klettern, sich dort oben zu verstecken und sich über Cem lustig zu machen, weil der ihn unten suchte. Was, wenn ein Ast gebrochen und er hinuntergefallen war?

»Fabian?«, rief er noch einmal. Seine Stimme verhallte zwischen den grauen Baumstämmen ohne Antwort. Und wenn Fabian gar nicht gestürzt war? Wenn ihm wirklich

jemand die Kehle ... Cem wurde schlecht. Nein, versuchte er sich zu beruhigen, das war Blödsinn. Sie waren hier nicht bei *Blair Witch Project*, und die Typen mit den Süßigkeiten hatten es auf kleine Mädchen abgesehen, nicht auf Jungs wie sie. Sie waren zu alt und konnten sich außerdem wehren.

Trotzdem ging er schneller, machte sich in die Richtung auf, wo er seinen Freund zuletzt gesehen hatte. Die Richtung, in die er ihn selbst geschickt hatte. Cem klickte die Karte weg, auf die er die ganze Zeit gestarrt hatte, und wählte Fabians Handynummer. Wenn es irgendwo über ihm in einem Baum klingelte, konnte Fabian sich auf etwas gefasst machen.

»Hallo! Hier ist die Mobilbox von ...«

»Scheiß Funklöcher!«, fluchte er, unterbrach die Verbindung und wählte erneut, während er über den unebenen Waldboden vorwärtsstolperte.

»Hallo! Hier ist ...«

Zwischen den Bäumen war niemand zu sehen, aber Cems Freund hatte deutliche Spuren hinterlassen: Alle paar Schritte zeugten umgedrehte Moospolster davon, wo Fabian in seiner Langeweile mit seinem Ast auf dem Boden herumgewühlt hatte.

Cem erreichte einen Waldweg und blieb stehen. Das war eigentlich die Grenze ihres Suchgebietes, doch so wie er Fabian kannte, hatte der sich garantiert nicht daran gehalten. Aber wo war er hingegangen?

»Fabian! Jetzt sag schon was. Du gehst mir auf den Sack mit dieser Scheiße, Alter, weißt du das?«

Keine Reaktion. Cem schwankte zwischen Verärgerung und Nervosität. Wenn Fabian hinter irgendeinem Baum hockte und sich vor Lachen in die Hose pisste, dann muss-

te er sich echt was einfallen lassen, dass Cem wieder mit ihm redete.

Ratlos blickte er den Weg entlang. Und wohin jetzt? Rechts oder links? Auf der gegenüberliegenden Seite entdeckte Cem einen schmalen Pfad, der in den Wald führte. Den hatte Fabian genommen. Ganz sicher. Einen Moment lang dachte Cem daran, einfach umzudrehen und seinen Freund in seinem Versteck versauern zu lassen, doch der Schrei hatte so echt geklungen. Als wäre wirklich irgendetwas Schreckliches passiert.

Cem steckte sein Handy ein und rannte los.

*Fünfzehn Minuten zuvor*

»Können wir jetzt endlich gehen? Wir finden das Scheißding doch sowieso nicht.« Fabian stocherte mit dem morschen Ast, den er irgendwo aufgelesen hatte, in den Moospolstern herum. Überall hatte die Sonne auch die allerletzten weißen Flecken weggetaut und in den Grünstreifen neben den Straßen die widerlichen Hundehaufen wieder ans Tageslicht geholt. Nicht einmal hier im Wald lag noch Schnee.

»Scheiße«, brummte Fabian und schlug mit seinem Ast nach den langen Ruten der Himbeersträucher. »Jetzt hör schon auf«, sagte er und wandte sich zu seinem Freund um. »Das ist doch alles Kacke.«

»Aber der Cache muss hier irgendwo sein. Wir sind ganz nah dran, das weiß ich.« Cem drehte sich einmal um die eigene Achse und sah hinauf in die Baumwipfel, als würde der Cache, also der Schatz, dem sie hinterherjagten, dort oben in den Ästen hängen. Fabian schnaubte.

»Das sagst du schon seit zwanzig Minuten. Aber was ist?

Wir laufen hin und her wie die Vollspasten, und gefunden haben wir gar nichts.«

»Was kann ich dafür, dass die App nicht richtig funktioniert«, motzte Cem zurück und starrte auf das Display seines Smartphones. »Daran sind bestimmt die beknackten Funklöcher schuld. Dauernd wechseln die Entfernungen. Mal sind es noch fünf Meter, dann zehn, dann sind wir angeblich schon wieder daran vorbei.« Er deutete mit dem Arm vage in eine Richtung. »Da vorn muss das Versteck sein. Such du links von dem großen Baum, ich suche rechts.«

Fabian rührte sich nicht vom Fleck, sondern schlug nur weiter nach den Himbeertrieben.

»Mann, ich hab echt keinen Bock mehr. Wer weiß, ob das Teil überhaupt noch da ist. Vielleicht hat es ja irgendein Schwachmat weggenommen und sitzt jetzt zu Hause und lacht sich den Arsch ab.«

Über ihren Köpfen krächzten ein paar Krähen. In Fabians Ohren klang es wie hämisches Gelächter. Warum hatte er sich auf diesen Scheiß überhaupt eingelassen? Geocaching. Was für ein Mist. Okay, als Cem gestern davon erzählt hatte, hatte es tatsächlich nicht so schlecht geklungen, und er hatte sich von der Begeisterung seines Freundes anstecken lassen. Anfangs hatten sie beide gespannt auf das Handydisplay geschaut und verfolgt, wie sie dem Versteck immer näher kamen, und da hatte es ihm ja auch noch Spaß gemacht. Allerdings war Fabians Begeisterung ab dem Zeitpunkt verfliegen, als die Nässe durch seine Schuhe gekrochen war, seine Zehen sich langsam in Eisklumpen verwandelt hatten und sie zum gefühlt hunderten Mal an derselben Stelle vorbeigetappt waren, ohne auch nur die winzigste Spur von dem Cache zu finden.

Inzwischen kam er sich nur noch bescheuert vor. Von wegen Schatzsuche für Erwachsene. Das war nicht besser als Topfschlagen auf dem Kindergeburtstag seiner kleinen Schwester. Nur mit GPS. Der Rest war gleich. Warm. Wärmer. Kalt. Verarscht.

Aber er war eindeutig zu alt, um durch die Gegend zu laufen und irgendwelchen blöden Kleinkram zu suchen, den ein anderer Idiot versteckt hatte. Außerdem musste er mal. Der Füllstand seiner Blase war schon bei mindestens neunzig Prozent.

»Ich geh pinkeln«, sagte er und schlug mit dem Ast gegen ein Grasbüschel. Blasse Halme flogen durch die Luft.

»Aber pass auf, wo du hinschiffst«, antwortete Cem.  
»Der Cache ist irgendwo auf dem Boden.«

»Jaja«, murmelte Fabian und ging in die Richtung, in die sein Freund zuvor gedeutet hatte. Das Unterholz war dort wesentlich dichter als in dem Bereich, den Cem sich ausgesucht hatte. Das war mal wieder typisch für ihn. Er machte es sich immer so einfach wie möglich.

Lustlos kickte Fabian die Buchenblätter in die Luft, die den Boden in einer dicken, feuchten Schicht bedeckten, und wirbelte mit jedem raschelnden Schritt einen Schwall Modergeruch auf. Er duckte sich unter vertrockneten Fichtenzweigen hindurch, umrundete ein paar kahle Büsche und traf schließlich auf einen Waldweg. Den hatten sie bisher als eine Art Grenzmarkierung betrachtet, weil Cem steif und fest behauptete, der Cache müsse auf dieser Seite des Weges sein.

Fabian überlegte. Was, wenn Cem sich irrte? Oder wenn die App einfach nur Bullshit anzeigte und der Schatz doch auf der anderen Seite versteckt war?

Ein winziger Funke Abenteuerlust und eine große Por-

tion Trotz flammten in ihm auf. Was, wenn er dort drüben den Cache fand? Dann hätte er neben nassen Füßen wenigstens die Genugtuung, dass Cem unrecht gehabt hatte.

Fabian überquerte den Weg und erspähte einen schmalen Trampelpfad, der zwischen fast hüfthohen Gräsern und jungen Buchen und Fichten hindurchführte. Im aufgeweichten Boden war ein halber Schuhabdruck zu sehen. Ob der von einem anderen Geocacher stammte? Vielleicht von einem, der mehr draufhatte als Cem – oder zumindest eine bessere App benutzte und beim richtigen Mobilfunkanbieter war.

Fabian musste grinsen, als er sich den dämlichen Gesichtsausdruck seines Freundes vorstellte, wenn er ihm den Cache unter die Nase hielt. Seine Blase drückte immer noch, aber die Neugier war jetzt größer, und er folgte dem Pfad, der sich zwischen Bäumen und Sträuchern hindurchschlängelte, bis er vor einer von Gräsern und Büschen überwucherten Senke an einem Hochsitz endete.

»Na toll.«

Von wegen Schatz. Der Schuhabdruck gehörte offensichtlich keinem anderen Cacher, sondern einem Jäger, der von da oben ahnungslose Tiere abballerte. Enttäuscht schlug Fabian mit dem Ast gegen den Hochsitz. Dann kam ihm ein Gedanke. Er legte den Kopf in den Nacken und blickte zu der hölzernen Kanzel hinauf. Das Ding sah ein bisschen aus wie das Plumpsklo, auf das er mal beim Bergwandern gegangen war. Ob der Jäger dort oben auch einen Eimer und Klopapier hatte?

Er grinste bei der Vorstellung, dann kam ihm ein Gedanke. Und wenn der Schatz dort oben versteckt war? Er warf den Ast weg und stellte sich auf die unterste Sprosse der Hochsitzleiter. Cem hatte zwar gesagt, dass das Ver-

steck auf dem Boden war, aber vielleicht hatte Cem das ja auch nur einfach so behauptet, um so zu tun, als hätte er Ahnung von diesem Scheiß.

Fabian erklimmte drei weitere Sprossen. Ganz schön wackelig, das Ding. Vertrauenerweckend ging jedenfalls anders. Er schloss seine Finger fester um das raue Holz, dem Regen, Schnee, Sonne und Wind ziemlich zugesetzt hatten, und schielte nach unten.

Oh Mann, er war keine anderthalb Meter über dem Boden und bekam schon weiche Knie wie ein Mädchen. Er riss seinen Blick von der Erde los und sah stattdessen nach oben. Noch drei weitere Sprossen und er müsste eigentlich in den Verschlag hineinschauen können. Das würde er ja wohl gerade noch schaffen.

Wie in Zeitlupe schob er sich Stück für Stück nach oben. Als Fabian endlich hoch genug war, waren seine Hände schweißnass. Wie früher auf dem Klettergerüst: Während er sich auf halber Höhe verzweifelt an den kalten Metallstangen festklammerte und weder vor noch zurück konnte, spuckten die anderen Kinder ihm entweder von oben auf den Kopf oder bewarfen ihn von unten mit Sand.

Er lehnte sich gegen die Leiter, um einen sicheren Stand zu haben, dann reckte er den Hals. Das trübe Februarlicht war in der Kanzel zu einem düsteren Zwielicht geschrumpft. Trotzdem sah er es auf den ersten Blick: Das Jägerplumpsklo war leer.

Fabians gerade wiedererwachter Entdeckergeist verpuffte. Dafür meldete sich seine Blase umso heftiger. So schnell es seine weichen Knie zuließen, kletterte er die Leiter hinunter. Wenn er schon den Cache nicht gefunden hatte, konnte er dem Jäger wenigstens an seinen Hochsitz pinkeln. Er war gerade dabei, den Reißverschluss seiner

Hose zu öffnen, als er die Fußspuren bemerkte. Es waren dieselben Abdrücke wie zuvor, und sie führten an dem Hochsitz vorbei und hinunter in die Senke. Warum hatte er die nicht vorhin schon gesehen?

Er zog den Reißverschluss wieder zu und folgte den Spuren bis an den Rand des Abhangs. Besonders weit ging es nicht hinunter, und sonderlich steil war es auch nicht. Er zögerte. Sollte er hinuntergehen oder nicht? Und wenn das doch nur die Schuhabdrücke eines Jägers waren?

Fabian wollte sich schon umdrehen, als er am Grund der Senke etwas Blaues schimmern sah. Er kniff die Augen zusammen, konnte aber nicht erkennen, was es war. Der Schatz? Im Internet hatten sie gelesen, dass ein Cache nie auf den ersten Blick zu erkennen war, aber das war ihm jetzt egal. Er wollte sein Erfolgserlebnis. Er wollte etwas finden, und wenn es nur ein illegal entsorgter Müllsack war.

Der Abhang war steiler, als er von oben ausgesehen hatte, und Fabian musste höllisch aufpassen, um nicht auf dem nassen Untergrund auszurutschen und im Dreck zu landen. Unten angekommen, konnte er durch den veränderten Blickwinkel das blaue Was-auch-immer blöderweise nicht mehr sehen, weil es nun hinter den steil in die Luft ragenden Wurzeln einer umgestürzten Fichte verborgen war.

Er umrundete den Baum und trat beinahe auf das blaue Ding, das nun genau vor seinen Füßen lag. Ein Müllsack war das nicht, und leider auch nicht der Cache, so viel stand fest. Es war ein Ärmel. Der Ärmel einer Jacke. Einer Frauenjacke. Und die Frau steckte noch darin. Mit einem halb erstickten Schrei auf den Lippen stolperte er rückwärts, und der Schließmuskel seiner Blase versagte den Dienst.

## Zwei

Kriminalhauptkommissarin Toni Stieglitz warf die Tür ihres Dienstwagens hinter sich zu und sah sich kurz um. München-Lerchenau. Nicht gerade Crème de la Crème, aber solide, ein Reihenhäuschen neben dem anderen. Sie kannte die Gegend, hier war sie aufgewachsen.

Toni drückte auf die Fernbedienung des BMW. Die Blinker leuchteten zweimal kurz auf, während sie das Gartentor aufschob und über den gepflasterten Weg auf das Haus zuschritt. Kein Grashalm lugte aus den Fugen, kein verwelktes Blatt ärgerte das Auge. Alles war sauber und ordentlich, als hätte jemand eine Seite aus einer Gartenzeitschrift herausgerissen und über die Wirklichkeit geklebt.

Die Gardine hinter dem Fenster neben der Haustür schaukelte sacht. Das Klingeln konnte sich Toni somit sparen, ihre Ankunft war bereits registriert worden. Alles andere hätte sie auch gewundert.

Die Frau, die die Tür öffnete, war vierundsechzig und somit sechsundzwanzig Jahre älter als Toni, ging aber leicht als Ende fünfzig durch. Das lag zu einem großen Teil daran, dass der Friseur bei ihr offensichtlich wieder ganze Arbeit geleistet hatte, denn ihre Haare glänzten bis in die Spitzen in einem satten Mahagonibraun. Nicht einmal am Ansatz war der leiseste Hauch von Grau zu sehen. Nur die Krähenfüße in den Augenwinkeln und die senkrechten

Fältchen über der Oberlippe, in denen sich der hellrote Lippenstift abgesetzt hatte, verrieten ihr Alter.

»Hallo Mama«, sagte Toni.

»Hallo Antonia. Schön, dass ...« Ihre Mutter zögerte kaum merklich, während sie einen raschen Blick über Tonis Schulter warf, als erwartete sie, hinter ihrer Tochter noch jemanden zu sehen. »... du da bist. Komm rein.«

Toni hatte den Blick registriert und schaute ebenfalls hinter sich.

»War da was?«, fragte sie.

»Nein«, ihre Mutter schüttelte den Kopf. »Ich dachte nur, ich hätte ...« Sie lächelte verlegen, und ihre Hände flatterten auf wie aufgeschreckte Vögel. »Ach, nichts. Geh schon mal rein. Ich hole nur noch den Kaffee.«

Sie verschwand in der Küche, und Toni betrat das Wohnzimmer. Wie üblich stand ihr Vater am Fenster, die Hände auf dem Rücken verschränkt, und sah in den kleinen Garten hinaus. Seine Haare waren dünn geworden und wirkten im Gegenlicht beinahe farblos. Seine Haltung aber war straff und aufrecht wie eh und je.

»Hallo Papa.«

Ihr Vater drehte sich zu ihr um.

»Grüß dich, meine Große.« Im Gegensatz zu ihrer Mutter respektierte ihr Vater, dass sie Toni und nicht Antonia genannt werden wollte. Aber um des lieben Friedens willen nannte er sie nur so, wenn ihre Mutter es nicht hören konnte.

Er machte einen Schritt auf Toni zu, blieb dann jedoch stehen und schob die Hände in die Hosentaschen. Der Vorrat an Umarmungen war in ihrer Familie bereits vor vielen Jahren zur Neige gegangen und danach nie mehr aufgefüllt worden.

»Hast du den alten Mercedes endlich verkauft?«, fragte ihr Vater und deutete auf den BMW, mit dem sie gekommen war.

»Nein, den Benz habe ich immer noch. Das ist ein Dienstwagen. Ich habe Bereitschaft.«

»Bereitschaft?« Die Stimme ihrer Mutter, die gerade zur Tür hereinkam, klang enttäuscht. »Aber sagtest du nicht, du hättest dieses Wochenende frei?«

»Habe ich eigentlich auch«, antwortete Toni. »Ich bin heute nur für einen Kollegen eingesprungen. Er muss seinen Sohn zum Kinderfasching begleiten, da seine Frau mit Migräne im Bett liegt.«

»Und da haben sie niemand anderen gefunden? Musstest das unbedingt du sein? Ausgerechnet heute.«

Toni verdrehte die Augen. Schon wieder die alte Leier.

»Ach Mama. Mach doch nicht wieder so ein Drama. Du tust ja gerade so, als würde ich am anderen Ende der Welt leben und nur einmal im Jahr zu Besuch kommen. Ich bin doch hier, oder nicht? Außerdem ist gar nicht gesagt, dass ich zu einer ... einem Einsatz muss.«

Sie umschiffte das Wort *Leiche*, da ihre Mutter dabei immer das Gesicht verzog. Sie hatte sich bis heute nicht daran gewöhnt, dass tote Menschen das tägliche Geschäft ihrer Tochter waren. Polizei, das war nichts für Frauen, so ihre Meinung. Toni hatte sich anfangs fürchterlich über diese rückschrittliche Einstellung geärgert. Inzwischen hatte sie aber eingesehen, dass sie daran nichts ändern konnte, und nahm es mehr oder weniger gelassen hin.

»Und jetzt gib mir den Kaffee, damit wir anfangen können. Ich freue mich schon den ganzen Tag auf deinen Apfelkuchen.«

Toni nahm ihrer Mutter die Kanne aus der Hand und

wandte sich dem Wohnzimmertisch zu, der bereits eingedeckt war. Mit vier Tassen, vier Untertassen, vier Löffeln, vier Tellern und vier Gabeln.

Tonis Nackenmuskeln verkrampften sich, und die Vorfreude auf den Kuchen war schlagartig verschwunden. Atmen!, sagte sie sich. Ein und aus. Ein und aus. Aber nicht sprechen. Nicht die Worte herauslassen, die in ihrem Hals steckten. Die sonst hinausschießen würden wie Projektile und jeden verletzten, der ihnen in die Quere kam. Ignorieren. Sie musste es ignorieren. Aber so sehr sie sich auch anstrengte, es ging nicht. Nicht mehr. Es musste Schluss damit sein, ein für alle Mal.

»Mama«, sagte sie und drehte sich zu ihrer Mutter um. »Hör bitte endlich auf damit. Mike kommt nicht mehr. Nicht heute. Nicht nächste Woche. Nie mehr. Es ist aus zwischen uns. Ein für alle Mal. Wie oft muss ich das eigentlich noch sagen?«

Ihre Mutter nahm die Kanne wieder an sich und stellte sie auf den Tisch.

»Ach Antonia.« Sie zog die Brauen zusammen und fing an, Kaffee einzuschenken. »Warum denn so endgültig? Ihr wart so lange zusammen, das kannst du doch nicht von heute auf morgen einfach so wegwerfen. Streit gibt es in jeder Beziehung, da muss man sich eben manchmal zurücknehmen und nachgeben, selbst wenn es einem gegen den Strich geht. Sei doch nicht immer so stur. Es kann eben nicht alles nur nach deinem Kopf gehen. Sicher hat Mike auch seine Fehler.« Sie bedeutete ihrem Gatten, sich zu setzen, und nahm den Tortenheber in die Hand. »Aber er ist so ein feiner, charmanter Mann und noch dazu so gutaussehend. So einen findest du so schnell nicht wieder.«

Toni starrte auf die Kuchenkrümel, die auf das Tischtuch

gefallen waren. In ihrem Mund machte sich ein bitterer Geschmack breit. Vorwürfe, dachte sie. Immer nur Vorwürfe. Das war alles, was ihren Eltern zu ihrer Trennung von Mike einfiel. Kein Wort des Trostes. Keine Aufmunterung. Nur Unverständnis. Unverständnis und Enttäuschung darüber, dass Papa und Mama Stieglitz nun doch nicht ihren Traumschwiegersohn bekamen. Sie taten gerade so, als hätte Toni sich aus einer Laune heraus entschieden, Mike zu verlassen. So wie man sich morgens entscheidet, Honig statt Marmelade auf die Semmel zu schmieren.

Dabei war es ihr verdammt schwergefallen. So schwer, dass nur eine Handvoll Menschen den wahren Grund kannten. Und ihre Eltern gehörten nicht zu diesem Kreis.

Das war erbärmlich, das wusste sie selbst. Erbärmlich und beschämend. Dabei war es ja nicht so, dass sie es nicht versucht hätte, aber immer, wenn das Thema Mike zur Sprache kam, fühlte sie sich wie auf der Anklagebank, und sie brachte es nicht über sich, ihren Eltern die Wahrheit zu beichten. Doch jetzt ging es nicht mehr anders. Sie konnte nicht länger schweigen, sonst würde sie daran ersticken.

»Dann heirate du ihn doch!«, brach es aus Toni hervor. »Nimm ihn. Ich schenke ihn dir. Heirate ihn und lass dich den Rest deines Lebens von deinem feinen, charmanten Mike verprügeln. Lass dich so von ihm verprügeln, wie er mich verprügelt hat, und wenn du vor Schmerzen nicht mehr klar denken kannst, dann reden wir noch einmal darüber.«

Die Stille, die nach diesen Worten den Raum füllte, war hart wie Beton. Toni konnte nicht mehr atmen, sich nicht bewegen, nicht die Tränen wegblinzeln, die ihr in die Augen stiegen. Genau so hätte es nicht kommen sollen. So nicht.

»Warum sagst du so etwas?«, flüsterte ihre Mutter, ohne sie anzusehen.

»Weil es wahr ist«, antwortete Toni genauso leise. »Weil es die gottverdammte, beschissene Wahrheit ist!« Mit einer hastigen Bewegung wischte sie sich eine Träne von der Wange. »Mike ist nicht der Traumprinz, für den ihn alle halten. Für den auch ich ihn gehalten habe. Sogar dann noch, als er mir die erste Ohrfeige gegeben hat. Und die zweite. Und auch noch, als er mir Haare ausgerissen und mich gegen die Wand geschleudert hat. Da habe ich immer noch genau das gemacht, was du gesagt hast: Ich habe zurückgesteckt. Ich habe mich geduckt, die Schuld bei mir gesucht und mir eingeredet, dass alles wieder gut wird, wenn ich ihm nur keinen Grund mehr gebe, auf mich wütend zu sein. Hörst du, Mama?«

Sie versuchte, den Blick ihrer Mutter einzufangen, doch die sah nur stumm auf ihre ineinander verhakten Finger hinab.

»Ich habe zurückgesteckt. Wieder und wieder. So lange, bis von mir fast nichts mehr übrig war. Bis er mich fast gebrochen hatte. Kannst du dir vorstellen, wie das ist, wenn dein Körper beim Geräusch des Schlüssels in der Wohnungstür zu Eis wird, weil du nicht weißt, ob du einen Kuss oder eine Ohrfeige zur Begrüßung bekommst?«

Toni starrte ihre Mutter an, wartete flehentlich darauf, dass sie ihr in die Augen schauen und verstehen würde, doch sie hielt nur weiter ihren Kopf gesenkt.

»Aber du bist doch Polizistin«, war alles, was schließlich über ihre Lippen kam. Die unausgesprochenen Fragen *Wie konnte dir so etwas passieren? Warum hast du dich nicht gewehrt? dröhnten stumm durch das Zimmer.*

Toni schüttelte hilflos den Kopf. Wie oft hatte sie sich

diese Fragen schon gestellt? Hundertmal? Tausendmal? Zehntausendmal? Warum hatte sie es so weit kommen lassen? Ausgerechnet sie als Polizistin, die anderen Frauen immer so kluge Ratschläge gegeben hatte. Warum war sie nicht nach dem ersten Schlag gegangen? Warum hatte sie Mike so viel Macht über sich gegeben? Warum hatte sie geschwiegen, hatte gelogen, hatte Ausreden erfunden, ihn in Schutz genommen? Warum? Warum? Warum?

Ihre Lippen bewegten sich tonlos. *Ich weiß es nicht*, wollte sie sagen, aber sie konnte es nicht, denn auch das war gelogen. Sie wusste es. Sie kannte die Antwort, seit sie zum ersten Mal den brennenden Schmerz auf ihrer Wange gefühlt hatte: *Weil ich geliebt werden will*. Und weil nur diejenigen geliebt wurden, die alles richtig machten. Die taten, was man ihnen sagte. Die nicht aufbegehrten, nichts in Frage stellten und keine Widerworte gaben.

»Ich habe es von Anfang an gewusst«, schaltete sich nun ihr Vater ein. Verstört sah Toni ihn an. Was? Was hatte er gewusst? Dass Mike sie schlug? Dass er ein Blender war? Aber warum hatte er dann nichts gesagt? So oft hatte er sich in ihr Leben eingemischt – warum nicht dieses Mal?

»Was?«, flüsterte sie. »Was hast du gewusst?«

»Dass das nicht der richtige Beruf für dich ist. Dass er nur Schwierigkeiten bringt. Wie oft habe ich dir das damals gesagt? Du hättest studieren sollen. Dir standen alle Möglichkeiten offen. Alle. Aber dir fiel ja nichts Besseres ein, als ... das.«

In Tonis Ohren begann es zu rauschen. Sie hatte das Gefühl, in eine schwarze Röhre gesaugt zu werden. Eine Röhre, an deren unendlich weit entferntem Ende ihr Vater thronte und mit abweisendem Blick auf irgendeinen Punkt auf der Tapete starrte.

Das Rauschen in Tonis Ohren wurde zu einem Pfeifen, dann zu einem Klingeln. Einem Klingeln, das nicht aufhören wollte, das sie aus der Röhre herausholte, zurück in das Wohnzimmer ihrer Eltern, zurück in die Gegenwart, und das sie schließlich als das Läuten ihres Diensthandys identifizierte. Hastig drehte sie sich um und eilte in den Flur, wo ihre Jacke hing.

Sie zog das immer noch klingelnde Telefon aus der Jackentasche und sah auf das Display. KDD stand dort. Kriminaldauerdienst. Dem Himmel sei Dank. Toni atmete tief durch und räusperte sich, dann nahm sie das Gespräch an.

»Mordkommission, Stieglitz.«

»Gerlach, KDD. Servus Toni.«

»Kurt? Bist du das? Seit wann bist du beim KDD?«, fragte sie, wartete die Antwort jedoch gar nicht erst ab, sondern sprach gleich weiter. »Du hast für alle Zeiten einen Stein bei mir im Brett, wenn du mir sagst, dass du eine Leiche für mich hast und ich mich sofort auf die Socken machen muss.«

Am anderen Ende blieb es einen Moment lang still, und Toni konnte sich das verwunderte Gesicht ihres Kollegen lebhaft vorstellen.

»Also eines weiß ich sicher«, sagte er schließlich. »Wenn es um das Privatleben geht, möchte ich mit dir in diesem Moment nicht tauschen. Wer eine Leiche so dringend nötig hat wie du, der ...« Kurt Gerlach sog hörbar die Luft ein. »Wie auch immer. Ich bin heute deine gute Fee, und du sollst bekommen, was du begehrt: weibliche Leiche, gefunden in der Aubinger Lohe, ganz im Westen von München. Zwei Teenager sind beim Geocachen im wahrsten Sinn des Wortes über sie gestolpert.«

Toni ließ sich noch den genauen Fundort durchgeben, dann legte sie auf und schlüpfte in ihre Jacke.

»Musst du schon wieder gehen?«

Unbemerkt war ihre Mutter in den Flur getreten. Sie hatte die Arme eng um sich geschlungen, als würde sie frieren. Sie sah so klein und verloren aus, und in Toni wallte wieder diese Mischung aus Mitleid und Wut auf, mit der sie nicht klarkam und der sie vollkommen hilflos gegenüberstand. Wie hatte aus einer jungen klugen Frau nur diese unterwürfige Marionette werden können?

»Ich war nur eine Verkäuferin und dein Vater auf dem besten Weg in die Firmenspitze. Es war ein Wunder, dass er mich überhaupt bemerkt hat.« Das war die Entschuldigung ihrer Mutter dafür, dass sie ihre eigenen Wünsche, Pläne und vor allem ihre eigene Meinung weggeworfen hatte.

»Die Frau eines aufstrebenden Mannes arbeitet nicht, das hat sie nicht nötig. Ihre Sorge hat allein dem Mann und den Kindern zu gelten.« Diese grauenhafte Einstellung aus den Fünfzigern hatte ihr Vater von seinem Vater übernommen und Tonis Mutter eingepflegt – und sie hatte sich gefügt, war zu einer demütigen Frau geworden, die widerspruchslos die Meinung ihres Gatten teilte.

Toni hatte es ihrer Mutter bis heute nicht verziehen, dass sie sie so oft im Stich gelassen und sich immer auf die Seite ihres Mannes geschlagen hatte. Inzwischen hatte sie zwar kapiert, dass dies die Überlebensstrategie ihrer Mutter war, ihr Weg, mit der Dominanz ihres Vaters zurechtzukommen, die keine Widerworte duldet, aber den Graben zwischen ihnen hatte auch diese Erkenntnis nicht beseitigen können.

In einer Nacht kurz nach ihrem achtzehnten Geburtstag, als sie wieder einmal heiße Tränen der Wut und der

Enttäuschung in ihr Kissen geweint hatte, hatte sie sich geschworen, nie so unterwürfig zu werden wie ihre Mutter. Stark hatte sie werden wollen, stark und selbstbewusst, und nach außen hin hatte sie es geschafft. Sie ließ sich nicht von Titeln oder Positionen einschüchtern. Sie hinterfragte, zweifelte an, widersprach. Sie griff an, bevor man sie angreifen konnte. Und doch hatte sie sich Mike bedingungslos untergeordnet. Sie war, so musste sie nun schmerzhaft erkennen, auf ihre Art genau so geworden wie ihre Mutter.

Ein dicker Kloß saß in Tonis Kehle, als sie nach der Klinke griff.

»Ja«, sagte sie mit belegter Stimme. »Ich muss gehen. Die Toten brauchen mich.«

## Drei

Das Wasser in den Pfützen spritzte auf, als Toni ihren BMW auf den kleinen Parkplatz lenkte. Sie schaltete den Motor ab und blieb noch einen Moment mit den Händen auf dem Lenkrad sitzen. Ihr Blick glitt über Wiesen und braune Äcker, durch die sich die Lärmschutzwälle der A 99 wie eine Narbengeschwulst zogen.

Was war sie nur für ein Mensch, dass sie ihren Sonntagnachmittag lieber mit einer Leiche als mit ihren eigenen Eltern verbrachte? Dass ihr der Tod eines anderen gelegen kam, weil sie sich damit aus einer Situation retten konnte, mit der sie nicht umzugehen wusste.

Sie starrte auf die Alpenkette, die sich rauchblau und majestätisch am südlichen Horizont erhob. Die Gipfel und Grate waren so messerscharf zu sehen, als würden die Felsen direkt hinter der Autobahn aus dem Boden wachsen und nicht erst in einhundert Kilometern Entfernung. Ursache für dieses Phänomen war der Föhn, der warme Fallwind an den Alpen, der vielen Münchnern neben diesem spektakulären Panorama allerdings auch heftige Kopfschmerzen und Kreislaufprobleme bescherte. Zu gern hätte Toni ihn auch für ihre verkorkste Beziehung zu ihren Eltern verantwortlich gemacht, aber die konnte sie dem Föhn leider nicht anlasten.

Ein S-Bahn-Zug ratterte über die Gleise unmittelbar vor

Tonis Nase und riss sie aus ihren Gedanken. Sie stieg aus, versperrte den Wagen und hielt mit Blick auf die Aubinger Lohe noch einmal einen Moment inne. Genau gegenüber der Parkplatzzufahrt führte ein breiter Weg in den Wald hinein. Von ihrem Standpunkt aus waren es laut den Informationen, die sie von Kurt bekommen hatte, noch etwa dreihundert Meter bis zum Fundort der Leiche. Toni hätte den größten Teil der Strecke problemlos mit dem Auto zurücklegen können, doch der Disput mit ihren Eltern steckte ihr in den Knochen und sie brauchte dringend frische Luft, um sich den Kopf für die anstehenden Ermittlungsarbeiten freipusten zu lassen.

Im Laufschrift überquerte Toni die Straße und folgte dem Waldweg, der nach wenigen Schritten sanft anzusteigen begann. In einiger Entfernung parkten mehrere uniformierte und zivile Polizeifahrzeuge, darunter ein silberner Audi. Toni war noch zu weit weg, um das Kennzeichen erkennen zu können, aber sie wusste auch so, wer mit diesem Auto gekommen war: Kriminalhauptkommissarin Beate Krahl, die ebenfalls Bereitschaft hatte und so etwas wie ihre Lieblingsfeindin war. Zumindest noch bis vor drei Monaten. Bis dahin waren sie sich regelmäßig in die Haare geraten, und Hans Zinkl, Leiter der Mordkommission und somit ihr direkter Vorgesetzter, hatte sich Toni deshalb nicht nur einmal zur Brust genommen. Aber sie hatte einfach nicht anders gekonnt, als immer wieder die Krallen auszufahren, egal wie sehr sie sich um Zurückhaltung bemüht hatte.

Beate war eine hervorragende Ermittlerin und arbeitete hart, das konnte und wollte Toni ihr nicht absprechen. Gleichzeitig war Beate aber auch absolut berechnend und scheute nicht davor zurück, andere für ihr berufliches

Fortkommen zu benutzen – und sie von heute auf morgen fallenzulassen, wenn diejenigen ihre Schuldigkeit getan hatten. Und genau das war etwas, womit Toni überhaupt nicht klarkam.

Nun war jedoch eine Art brüchiger Frieden zwischen ihnen eingeleitet. Ein Frieden, der sich anfühlte, als wandelte Toni auf einem zugefrorenen See, ohne zu wissen, ob das Eis an der Stelle, wo sie als Nächstes ihren Fuß aufsetzte, auch wirklich trug.

Der Grund für diesen gegenseitigen Waffenstillstand war ein Ereignis, das Toni mit Händen und Füßen zu verdrängen versuchte, das in ihren Träumen aber immer wieder zurückkehrte. Wenn Beate damals nicht gewesen wäre ...

Toni spürte, wie die Erinnerungen an diese Nacht wieder aus ihren Verstecken krochen. Hastig schüttelte sie die Gedanken ab und konzentrierte sich auf das, was gleich auf sie zukommen würde.

Ein schmaler Weg, eigentlich nicht mehr als ein Trampelpfad, führte rechter Hand in den Wald hinein. Er war von ihren Kollegen mit rot-weißer Flatterleine abgesperrt worden, damit niemand ihn betrat und die möglicherweise vorhandenen Spuren von Opfer und Täter zerstörte.

Mit Grausen erinnerte sich Toni an ein Tötungsdelikt auf dem Dachboden eines Mehrfamilienhauses. Dort waren Heerscharen von Kollegen anscheinend ohne Sinn und Verstand ein und aus gegangen und hatten das Blut des Opfers im gesamten Treppenhaus verteilt. Spurentechnisch der absolute Alptraum.

Hier schien jedoch jemand sein Gehirn eingeschaltet zu haben. Hoffentlich rechtzeitig.

Frisch niedergetretenes Gras wies Toni den Weg, auf

dem ihre Kollegen sich zum Fundort der Leiche vorgearbeitet hatten. Zweige knackten unter ihren Schuhsohlen, eine Himbeerrute krallte sich mit ihren Stacheln an ihrer Jacke fest. Der Saum ihrer Jeans war dunkel vor Nässe, als Toni schließlich den Rand einer Senke erreichte. Leises Gemurmel drang zu ihr herauf, doch sie konnte nicht verstehen, was ihre Kollegen sprachen. Blitzlicht flammte in unregelmäßigen Abständen auf. Während draußen die Sonne noch gut anderthalb Handbreit über dem Horizont stand, machte sich der Wald bereits fertig für die Nacht.

»Toni?«

Sie drehte den Kopf. Beate hatte sie entdeckt und hob den Arm.

»Du gehst am besten dort hinten runter«, rief sie. »Da ist es weniger steil und auch nicht so rutschig.«

Toni nickte und schlug die Richtung ein, in die Beate gedeutet hatte. Kurz darauf erreichte sie ihre Kollegin, die zusammen mit zwei uniformierten Beamten ein wenig abseits wartete, bis die Spurensicherer ihre Arbeit beendet hatten. Einer der beiden stand in seinem raschelnden Anzug genau vor Toni und versperrte ihr die Sicht auf die Leiche. Alles, was sie von der Toten sehen konnte, war eine bleiche Hand, die auf einem sattgrünen Moospolster lag wie auf einem dicken, flauschigen Kissen. Seltsam schön und gleichzeitig befremdlich und unpassend.

»Habt ihr den Erstzugriff gemacht?«, wandte sich Toni an die Beamten in Uniform.

»Ja«, sagte der Ältere der beiden. Toni schätzte ihn auf Ende vierzig. »Den Bericht bekommt ihr gleich. Nick ist mit dem Ausfüllen fast fertig.«

Nick war etwa dreißig Jahre jünger als sein Streifenpartner und dem einsamen grünen Stern auf den Schulter-

klappen zufolge noch in Ausbildung. Er hielt den Kugelschreiber so fest, dass seine Fingerspitzen schneeweiß waren. Vermutlich seine erste Leiche. Toni war es bei ihrem ersten Toten ähnlich ergangen. Gerade zwei Wochen war sie damals im Praktikum gewesen und ganz vertieft in eine Unfallanzeige, als ihr Ausbildungsbeamter seine Hand auf ihre Schulter gelegt und gesagt hatte: »Zieh dich an, wir haben eine Leiche.« Obwohl seither mehr als fünfzehn Jahre vergangen waren, sah sie den alten Mann immer noch vor sich, wie er auf dem Teppich vor seinem Bett lag, klapperdürr und nur mit einer viel zu großen Unterhose bekleidet. Er war drei Tage nach seinem siebenundneunzigsten Geburtstag einfach tot umgefallen. Kein Mord, kein Totschlag, und doch hatte er sich unauslöschlich in ihr Gedächtnis gebrannt. Die erste Leiche vergaß man eben nicht, egal wie unspektakulär sie war.

»Wo ist der Leichenschauer?«, wollte sie wissen.

»Schon wieder weg«, antwortete Beate und wedelte mit der versiegelten Todesbescheinigung.

»Hat er die Leiche untersucht?«

»Nein, war nicht nötig.«

Toni zog die Augenbrauen hoch. »Nicht nötig? Sind die Todeszeichen so sicher?«

In diesem Moment machte der Kollege des Erkennungsdienstes einen Schritt zur Seite und gab ihr die Sicht frei.

»Schau es dir selbst an«, sagte Beate. Toni wechselte einen Blick mit dem Spurensicherer, und er nickte zum Zeichen, dass sie jetzt näher kommen durften.

Toni hatte schon vieles gesehen und sich wie immer auf alles vorbereitet – aber dieser Anblick verpasste ihr einen Magenschwinger, der sie nach Luft schnappen ließ.

Der Wurzelballen der Fichte hatte eine flache Mulde im

weichen Waldboden hinterlassen, und in dieser Mulde lag die Tote. Nein, verbesserte sich Toni, sie lag nicht einfach nur darin. Jemand hatte sie dort abgeladen. Weggeworfen wie ein Stück Müll, notdürftig verborgen hinter den schwarzen, wie Klauen in die Luft ragenden Wurzeln.

Dieser Jemand hatte sich nicht einmal die Mühe gemacht, sie mit Blättern oder Erde zu bedecken. Er hatte sie hierher geschleppt, sie entsorgt und war abgehauen. Hatte sie zurückgelassen mit dreckiger Kleidung, mit Zweigen und Laub in den blonden Haaren und mit eingeschlagenem Schädel. Aber das war es nicht, was Toni die Luft abschnürte. Es waren auch nicht der hochgeschobene Rock, die zerrissene Strumpfhose und der bis zu den Knöcheln heruntergezogene Slip, die ihr eine Gänsehaut über den Rücken jagten.

Es waren die Beine der Frau. Sie waren übersät mit Blutergüssen in allen Stadien und Farben der Heilung, von Bläulichrot über Violett und Grün bis hin zu einem kränklichen Gelb. Wären es nur ein oder zwei Hämatome gewesen, hätten sie von versehentlichen Remplern gegen eine Tischkante stammen können; doch das hier waren zu viele, um aus Ungeschick oder Unachtsamkeit entstanden zu sein. Die Frau war misshandelt worden, und zwar immer und immer wieder.

Tonis Kehle wurde eng. So hätte ich auch enden können, dachte sie und unterdrückte den Impuls, die Arme um sich zu schlingen. Genau so. Kalt und tot und mit hässlichen Flecken auf der bleichen Haut. Einmal hatte nicht viel gefehlt. Sie hatte sich in das Bad geflüchtet, doch Mike war ihr gefolgt, hatte sie in die Dusche gedrängt, den Schlauch um ihren Hals gelegt und zugezogen, die Augen pechschwarz vor Zorn. In diesem Moment

war er zu allem fähig gewesen, und hätte es nicht an der Tür geklingelt ...

Toni schnappte nach Luft und tauchte aus der Erinnerung auf wie aus eiskaltem Wasser. Das war Vergangenheit. Seit drei Monaten hatte sie nichts mehr von ihm gehört und ihn auch nicht mehr gesehen. Kein Mike mehr, der sie verfolgte oder in den Schatten vor ihrem Haus lauerte, die Augen unverwandt auf ihr Fenster gerichtet. Keine Schweißgeanrufe mehr, keine makaberen Geschenke. Ihre Beziehung war vorbei. Er hatte es kapiert. Er ließ sie in Ruhe. Die Anzeige hatte ihn zur Vernunft gebracht.

Ein Schweißtropfen rann ihr über den Rücken, und ihre Finger zitterten, als sie den Reißverschluss ihrer Jacke öffnete. Verdammt, das musste aufhören! Sie hatte überlebt, sowohl Mikes Attacken als auch den Irren auf dem Friedhof. Alles war gut. Sogar Hans hatte endlich aufgehört, sie in Watte zu packen und sie zu fragen, ob sie nicht doch einmal mit den Kollegen vom ZPD, dem Zentralen Psychologischen Dienst der Polizei, sprechen wollte. Auch die beiden Polizeiseelsorger hatte sie erfolgreich abgewimmelt, ihnen erklärt, es gehe ihr gut. Geglaubt hatten sie ihr nicht, ebenso wenig wie Hans, das war ihr bewusst. Aber sie brauchte keine Hilfe. Sie kam allein klar. Irgendwann würden auch die Alpträume und die Schlaflosigkeit Vergangenheit sein. Sie musste nur endlich den Resetknopf finden und diese beschissenen Erinnerungen löschen.

Beate war neben sie getreten, blickte ruhig auf die Tote zu ihren Füßen hinab. Ihr Gesicht zeigte keine Regung, und Toni fragte sich nicht zum ersten Mal, wie es wohl hinter dieser Fassade aussehen mochte. Beate hatte einen Menschen getötet, das konnte doch an niemandem spurlos vorbeigehen, nicht einmal an ihr.

Es war eine Sache, im Einsatztraining auf dick in Schutzkleidung eingepackte Kollegen zu schießen, die mit einem Messer in der Hand auf einen zurannten. Jedem war klar, dass es nur eine Übung war, aber trotzdem kochte das Blut vor Adrenalin, der Puls dröhnte in den Ohren, man nahm um sich herum kaum noch etwas wahr und war hinterher klatschnass geschwitzt.

Alles war nur gespielt und die Trainingswaffen nur mit Farbmunition geladen. Jeder Einzelne würde am Abend zu seiner Familie nach Hause gehen. Auch diejenigen, bei denen die bunten Flecken tödliche Treffer markierten, standen unversehrt wieder auf. Und doch kostete es Überwindung, auf den Menschen vor sich zu zielen und den Abzug zu drücken.

Der Mann, auf den Beate geschossen hatte, war nicht mehr aufgestanden. Trotzdem hatte sie weitergemacht, als wäre nichts geschehen. Beneidenswert. Oder doch nicht? Toni wusste es nicht, und es war jetzt auch weder der passende Ort noch die passende Zeit und schon gar nicht ihre Aufgabe, tiefenpsychologische Analysen vorzunehmen. Sie war hier, um herauszufinden, wie und durch wessen Hand die Frau vor ihnen ums Leben gekommen war. Alles andere war jetzt zweitrangig.

»Was ist mit den beiden, die sie gefunden haben?«, fragte Toni. Ihre Stimme klang belegt, und sie räusperte sich.

»Die Kollegen haben sie nach Hause gefahren«, antwortete Beate. »Bei einem der Jungs hat beim Anblick der Leiche die Blase schlappgemacht, den wollten wir nicht länger als unbedingt nötig hier herumstehen lassen. Ein Vierzehnjähriger mit nassem Schritt gibt eine ziemlich bemitleidenswerte Figur ab, kann ich dir sagen.«

»Der Anblick wird nur getoppt durch einen Vierzehnjäh-

rigen mit einem blauen Müllsack als überdimensionale Windel«, kam es von hinten. Toni drehte sich um. Der uniformierte Kollege grinste.

»Ihr habt ihn in einen Müllsack gesteckt?«, fragte sie ungläubig.

»Klar. Oder würdest du jemanden mit uringetränkter Hose einfach so auf dem Rücksitz deines Autos Platz nehmen lassen? Den Fehler habe ich vor fünfundzwanzig Jahren mit einem stockbesoffenen Maler das erste und letzte Mal gemacht. Der Kasten Bier, den ich zur Strafe ausgeben musste, war noch das Angenehmste daran.«

»Dann hoffen wir mal, dass keiner seiner Kumpels das Handy zückt, wenn er zu Hause aus dem Auto aussteigt. Sonst kann er sich vor Gefällt-mir-Klicks auf Facebook nicht mehr retten. Wie sieht es mit dem Leichenbericht aus? Seid ihr fertig?«, fragte Toni.

Der junge Polizeioberwachtmeister reichte ihr die Unterlagen. Sie überflog die Papiere und nickte.

»Danke. Wir melden uns, wenn wir noch etwas brauchen«, sagte Toni und entließ die beiden zurück in ihren Streifendienst.

»Kein Portemonnaie, kein Ausweis, kein Handy. Zumindest nicht auf den ersten Blick.« Der Kollege der Spurensicherung, der die Kleidung der Toten durchsucht hatte, richtete sich auf.

Toni seufzte. »Das wäre auch zu einfach gewesen.«

Sie ging in die Hocke und betrachtete die Tote. Wer bist du?, fragte sie stumm. Wer hat dir das alles angetan, und warum musstest du sterben?

Nur mit Mühe konnte sie die Wut und den Schmerz unterdrücken, der beim Anblick der Hämatome in ihr aufwallten. Sie ballte die Fäuste, bis sich die Nägel in ihre

Handflächen gruben, und für einen Augenblick wünschte sie sich, den Täter so zu verprügeln, wie er diese Frau verprügelt hatte.

Neben ihr trat Beate von einem Fuß auf den anderen.

»Sieh dir die Schuhe an«, sagte sie und stoppte Tonis Gewaltphantasie.

Stiefeletten mit Absatz. Sechs Zentimeter, schätzte Toni. »Nicht unbedingt erste Wahl für einen Waldspaziergang, genau wie der Rock«, sagte sie.

»Aber an den Sohlen kleben Erde und Blätter«, stellte Beate fest. »Buchenblätter, um genau zu sein. Die liegen hier haufenweise herum. Der Täter hat sie also nicht einfach nur hier abgeladen. Sie ist auf jeden Fall noch aus eigener Kraft und auf eigenen Beinen im Wald herumgelaufen.«

Toni nickte.

»Bleibt nur die Frage, was die beiden hierhergeführt hat. Möglicherweise ein erstes Date, das aus dem Ruder gelaufen ist?«

Toni hob den Kopf, als von oben knackende Zweige und verärgertes Schnauben zu hören waren. Zwei Bestatter in dunklen Jacken und mit dunklen Schirmmützen auf den Köpfen blieben am Rand des Abhangs stehen. Der hintere der beiden zog ein Taschentuch aus seiner Jacke, schob die Mütze in den Nacken und wischte sich über das tiefrote Gesicht. Er schnappte nach Luft wie ein Fisch auf dem Trockenen.

»Dahinten geht's runter«, rief Toni den beiden zu, worauf der mit dem Taschentuch erneut ein lautes Schnauben ausstieß.

»Jetzt haben die beiden nur die Trage mit dem Leichensack dabei«, raunte Toni ihrer Kollegin zu. »Stell dir

vor, die hätten einen Zinksarg durch den Wald schleppen müssen. Dann hätte der mit dem roten Gesicht sich gleich selbst hineinlegen und den Deckel zumachen können. Ich sehe lieber zu, dass ich zu den beiden Jungs komme, die die Tote entdeckt haben, bevor wir es hier am Ende doch noch mit zwei Leichen zu tun haben.«